

# Die Städte des Menschen und seine Seele

Einige ungeordnete Gedanken zu Alfred Döblins Roman „Berlin Alexanderplatz

14. März 1980, 7:00 Uhr / Aktualisiert am 21. November 2012, 16:21 Uhr

AUS DER ZEIT NR. 12/1980



*Von Rainer Werner Fassbinder*

Vor zwanzig Jahren etwa, ich war gerade vierzehn, vielleicht auch schon fünfzehn, befallen von einer fast mörderischen Pubertät, begegnete ich auf meiner ganz und gar unakademischen, extrem persönlichen, nur meinen ureigenen Assoziationen verpflichteten Reise durch die Weltliteratur Alfred Döblins Roman „Berlin Alexanderplatz“.

Zunächst, um ehrlich zu sein, Hat mich das Buch überhaupt nicht angetörnt, schon gar nicht hat es „baff“ gemacht oder „bumm“, wie es schon manchmal passiert war bis dahin zwischen mir und einigen, zugegeben wenigen „Büchern“, die ich gelesen hatte. Im Gegenteil, die ersten Seiten, es mögen vielleicht um die zweihundert gewesen sein, haben mich doch so trostlos gelangweilt, daß ich das Buch beiseite gelegt, nicht zu Ende und dann auch mit ziemlicher Sicherheit nie mehr gelesen hätte. Merkwürdig! Ich hätte nicht nur eine der aufregendsten und spannendsten Berührungen mit einem Kunstwerk verpaßt, nein – und ich glaube, ich weiß, was ich sage –, auch mein Leben, gewiß nicht im ganzen, aber doch in einigem, manchem, vielleicht Entscheidenderem als ich es bis heute zu überblicken vermag, wäre anders verlaufen, als es mit Döblins „Berliner Alexanderplatz“ im Kopf, im Fleisch, im Körper als Ganzes und in der Seele, lächeln Sie meinetwegen, verlaufen ist.

In der Tat drückt sich der Autor, mag sein aus Feigheit, mag sein aus unerklärlicher Scheu gegenüber den bestehenden Moralbegriffen seiner Zeit und seiner Klasse, mag sein aus der unbewußten Angst des irgendwie persönlich Betroffenen, drückt sich Döblin also viele Kapitel, viele, viele Seiten lang, zu lange fast, um sein Thema oder besser das eigentliche Thema seines Romans „Berlin Alexanderplatz“ herum. Die Begegnung des „Helden“, Franz Biberkopf, mit dem anderen „Helden“ des Romans, mit Reinhold nämlich, eine

Begegnung, die den weiteren Verlauf des Lebens dieser beiden Männer bestimmt, geschieht in der 410 Seiten langen Taschenbuchausgabe des Romans auf Seite 155, nach mehr als einem Drittel also und mindestens 150 Seiten zu spät, so schien es mir damals, beim ersten Lesen, ein Eindruck übrigens, der sich bei mir, zwangsläufig etwas differenziert gewiß, bis heute nicht grundsätzlich geändert hat.

Warum auch immer, ganz gewiß aber zu meinem eigenen Glück, habe ich das erste Drittel von „Berlin Alexanderplatz“, das mich – wie gesagt – mehr gelangweilt als verwirrt, verstört oder gar erregt hatte, überstanden, habe also weitergelesen, gelesen plötzlich, daß man's kaum noch lesen nennen würde, verschlingen sagt man, fressen oder aufsaugen. Und hätte immer noch zu schwache Begriffe gewählt für dieses Lesen, das gefährlich oft wohl gar kein Lesen mehr war, eher schon Leben, Leiden, Verzweiflung und Angst.

Aber zum Glück ist Döblins Roman zu gut, als daß er zuließe, daß man darin unterginge oder sich verlöre. Immer wieder wurde ich, wird jeder Leser, wie ich glaube, zu sich selbst, zu seiner eigenen Wirklichkeit, zur Analyse jeder Realität eines jeden fast gezwungen. Ein Anspruch im übrigen, den ich an jedes Kunstwerk stellen würde. Mag sein, daß mir „Berlin Alexanderplatz“ geholfen hat, diese Forderung an die Kunst zu erkennen, zu formulieren und nicht zuletzt an meine eigene Arbeit zu stellen. Ich bin also einem Kunstwerk begegnet, das nicht nur so etwas wie Lebenshilfe zu leisten in der Lage war, das auch, davon werde ich noch erzählen, ein Werk der Kunst also, „Berlin Alexanderplatz“, das hilft, Theoretisches zu entwickeln, ohne theoretisch zu sein, zu moralischen Haltungen zwingt, ohne moralisch zu sein, das hilft, das Gewöhnliche als das Eigentliche, als das Heilige also zu akzeptieren, ohne gewöhnlich zu sein oder gar heilig oder sich aufzuspielen als ein Bericht vom Eigentlichen und all dem, ohne dabei etwa grausam zu sein, was Werke dieses Stellenwertes ja nicht selten sind.

Aber „Berlin Alexanderplatz“ hat mir nicht nur in so was wie einem ethischen Reifeprozess geholfen, nein, es war mir, einem echt Gefährdeten in der Pubertät, auch echte, nackte, konkrete Lebenshilfe, denn ich habe Döblins Roman damals, und ich habe ihn dabei natürlich allzusehr vereinfacht auf meine eigenen Probleme und Fragen verengt, als die Geschichte zweier Männer gelesen, deren bißchen Leben auf dieser Erde daran kaputtgeht, daß sie nicht die Möglichkeit haben, den Mut aufzubringen, auch nur zu erkennen, geschweige denn sich zugeben zu können, daß sie sich auf eine sonderliche Weise mögen, lieben irgendwie, daß etwas Geheimnisvolles sie mehr verbindet, als das unter Männern gemeinhin als statthaft gilt.

Dabei geht es beileibe nicht um Sexuelles zwischen Personen des gleichen Geschlechtes, Franz Biberkopf und Reinhold sind keineswegs homosexuell – nicht mal im weitesten Sinn haben sie Probleme in dieser Richtung, nichts

deutet darauf hin. Auch nicht Reinholds eindeutig sexuelles Verhältnis mit einem Jungen im Gefängnis, wie glücklich Döblin diese Beziehung auch immer schildern mag. Mit dem, was da zwischen Franz und Reinhold war, hat das, behaupte ich, überhaupt nichts zu tun. Nein, das, was zwischen Franz und Reinhold ist, das ist nicht mehr und nicht weniger als eine reine, von nichts Gesellschaftlichem gefährdete Liebe. Das heißt, das ist es eigentlich. Aber natürlich sind beide, Reinhold noch mehr als Franz, gesellschaftliche Wesen und als solche selbstverständlich nicht in der Lage, diese Liebe auch nur zu verstehen, zu akzeptieren gar, sie einfach nur hinzunehmen, reicher und glücklicher zu werden an einer Liebe, die ohnehin allzu selten vorkommt unter den Menschen.

Und tatsächlich, versteht sich, was soll einem Wesen, das so erzogen wurde wie wir oder ähnlich, eine Liebe bedeuten, die zu keinen sichtbaren Ergebnissen führt, zu nichts, das vorzeigbar, ausbeutbar, *also* nützlich wäre? Solch eine Liebe muß, so traurig ist das mit der Liebe und so schrecklich, solch eine Liebe muß denen, die gelernt haben, daß Liebe benutzbar ist, nützlich zumindest, im Positiven wie auch im Negativen – auch das Leiden haben wir doch gelernt zu genießen –, solch eine Liebe also muß angst machen, ganz einfach angst, und denen, versteht sich, meint uns. Jeden von uns.

So etwa, oder doch ähnlich, muß ich „Berlin Alexanderplatz“ gelesen haben, damals, beim ersten Lesen. Und, um konkret zu werden, dieses

- Fortsetzung nächste Seite
- Fortsetzung von Seite 39

Lesen hat mir geholfen, meine quälenden Ängste, von denen ich fast gelähmt war, die Angst, mir meine homosexuellen Sehnsüchte zuzugeben, meinen unterdrückten Bedürfnissen nachzugeben, dieses Lesen hat mir geholfen, nicht ganz und gar krank, verlogen, verzweifelt zu werden, es hat mir geholfen, nicht kaputtzugehen.

Etwa fünf Jahre später habe ich „Berlin Alexanderplatz“ wieder gelesen. Diesmal hat mich etwas ganz anderes umgehauen oder wach gemacht für eine Erfahrung, die mir wiederum geholfen hat, vieles zu begreifen, von dem, was das ist: Ich – eine Erfahrung, die mir geholfen hat, nicht unbewußt etwas zu tun, das ich mal ganz salopp „ein Leben aus zweiter Hand zu leben“ nennen möchte. Beim zweiten Lesen also wurde mir von Seite zu Seite mehr und mehr klar, staunend erst, dann mehr und mehr beängstigt, so betroffen zuletzt, daß ich beinahe gezwungen schien, Augen und Ohren zu schließen, zu verdrängen also, wurde mir klarer und klarer, daß ein riesiger Teil meiner selbst, meiner Verhaltensweisen, meiner Reaktionen, vieles eben, das ich für mich, für mich selbst gehalten hatte, nichts anderes war, als von Döblin in „Berlin Alexanderplatz“ Beschriebenes.

Ich hatte also, ganz einfach, unbewußt Döblins Phantasie zu meinem Leben gemacht. Und doch, es war nicht zuletzt dann doch wieder der Roman, der mir dabei half, die folgende beängstigende Krise zu überwinden und an etwas zu arbeiten, was zuletzt, wie ich hoffe, relativ sehr das werden konnte, was man eine Identität nennt, soweit das in all dem verkorksten Dreck überhaupt möglich ist.

Als nächstes habe ich den „Alexanderplatz“-Film von Piel Jutzi gesehen, den ich, für sich selbst genommen, einen ganz guten, keineswegs schlechten Film fand. Döblins Roman allerdings hat man bei diesem Film ganz und gar vergessen. Buch und Film haben nichts zu tun miteinander. Jedes, auch der Film von Jutzi, gewiß, sind voneinander unabhängig eigene Kunst, Und da Film wohl doch das Medium ist, mit dem ich mich am meisten identifiziere, habe ich mich damals entschlossen, eines Tages, und warum erst eines Tages, das weiß ich nicht mehr, vielleicht, wenn ich genug können würde, den Versuch zu unternehmen, mit Döblins „Berlin Alexanderplatz“ das Protokoll einer Beschäftigung mit dieser ganz speziellen Literatur mit meinen filmischen Mitteln letztlich wohl als Experiment zu wagen.

Es hat über zehn Jahre gedauert, bis es soweit kam. Und wenn die Situation nicht so gewesen wäre, wie sie war, ich mußte es machen, sonst hätte es ein anderer gemacht, hätte ich mir wohl noch einige Zeit mehr gelassen. Chronologisch aber geschah, daß ich in sehr vielen meiner Arbeiten der letzten zehn Jahre, viele, man könnte sagen Zitate aus Döblins Roman eingeflochten habe. Und dann irgendwann, der Grund war, es wurde ein Buch über mich gemacht, habe ich alle meine Filme an drei aufeinanderfolgenden Tagen gesehen. Und wieder – diesmal hat es mich nur sehr verblüfft – stellte ich fest, daß es wesentlich mehr Zitate gewesen waren, die es in meinen Arbeiten gab, und meist wieder unbewußt, als ich es geahnt hatte.

Da habe ich das Buch wieder gelesen, ich wollte jetzt genauer wissen, was da war, zwischen Alfred Döblins Roman und mir. Es wurde mir vieles klarer, Entscheidendes, aber das Wichtigste war wohl doch das Erkennen und das darauf folgende Eingestehen, daß dieser Roman, ein Werk der Kunst, für den Verlauf meines Lebens mitentscheidend war. Gewiß würde jeder, der „Berlin Alexanderplatz“ nicht gelesen hat, jetzt fragen, was muß das für eine Geschichte sein, die von Alfred Döblin hier erzählt wird, daß sie auch nur für einen einzigen Leser eine solch große, fast existenzielle Bedeutung bekommen konnte, eine letztlich wohl doch recht ungewöhnliche Wirkung eines einzelnen Werkes der Kunst. Nun, so müßte man einem nach der Geschichte des Romans „Berlin Alexanderplatz“ Fragenden ehrlich antworten, mit der Geschichte ist es eigentlich nicht so weit her. Eher im Gegenteil. Die Geschichte des ehemaligen Transportarbeiters Franz Biberkopf, wie der aus dem Gefängnis kommt, den Schwur ablegt, von nun an anständig zu bleiben, und wie ihm dieser Vorsatz

nicht gelingt, das ist mehr eine teilweise unglaublich brutal aneinandergereihte Folge von wüsten kleinen Geschichten, von denen jede einzelne den obszönsten Boulevardblättern die allerobszönsten Aufmacher liefern könnte. Das Wesentliche an „Berlin Alexanderplatz“ ist also nicht seine Geschichte, das hat dieser Roman mit einigen anderen großen Romanen der Weltliteratur gemein, seine Konstruktion ist womöglich noch lächerlicher als die von Goethes „Wahlverwandtschaften“ – das Wesentliche ist ganz einfach, wie das ungeheuerlich Banale und Unglaubwürdige an Handlung erzählt wird. Und mit welcher Haltung zu den Figuren des Geschehens, die der Autor dem Leser trist entblößt, während er ihn andererseits lernen läßt, eben diese bis zur Mittelmäßigkeit Entblößten mit allergrößter Zärtlichkeit zu sehen, sie zu lieben am Ende.

An dieser Stelle will ich doch kurz versuchen, die reine Handlung schlicht nachzuerzählen. Wie gesagt, der ehemalige Transportarbeiter Franz Biberkopf wird aus dem Gefängnis entlassen, wo er vier Jahre wegen Totschlags mit einem Sahneschläger an seiner ehemaligen Freundin Ida saß, die in den wirtschaftlich schweren zwanziger Jahren in Berlin für ihn auf den Strich gegangen war. Der entlassene Sträfling hat zuerst gewöhnliche Potenzschwierigkeiten, die er mit einer Fast-Vergewaltigung der Schwester seines Opfers verliert, so daß er darauf in der Lage ist, mit der polnischen Lina ein Verhältnis anzufangen, und das auf eine Art, daß sie's für Liebe halten könnte, und Franz dazu bringt, den Schwur abzulegen, von nun an anständig zu bleiben, so wahr ... naja.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind katastrophal, alle Versuche, eine stabile Basis zu schaffen, scheitern, seien es Schlipshalter, erotische Literatur, der *Völkische Beobachter*, der bringt ihm Schwierigkeiten mit früheren Freunden, Kommunisten, mit denen er mal gemeinsame Sache gemacht hatte, weil er sie mochte. Es bleiben Schnürsenkel, die braucht der Mensch immer und die vertreibt er mit einem Onkel seiner Lina, bis der das Vertrauen, das Franz zu ihm hat, ausnutzt und eine Witwe, die der Franz glücklich gemacht und etwas Geld dafür bekommen hatte, erpreßt und bedroht. Franz, der unerschütterlich an das Gute im Menschen glaubt, ist so verletzt, daß er sich zurückzieht von der Welt und den Menschen, wochenlang nichts tut als Saufen, dann aber doch zurückgeht ins Leben und zu den Menschen.

Da lernt er einen kennen, Reinhold heißt der und ist zwar ein kleiner Gangster, aber merkwürdig faszinierend irgendwo, so faszinierend, daß der Franz ein sonderliches Geschäft macht mit dem, er nimmt ihm die Frauen ab, diesem Reinhold, weil der die zu schnell überhat, die Weiber, das ist fast krankhaft bei dem, erst muß er eine haben auf Teufel, komm' raus und dann wieder loswerden, ganz plötzlich, sehr heftig, aber das fällt ihm schwer, trotzdem, da hat er Schwierigkeiten mit, aber der Franz, von dem er merkt, daß der irgendwie fasziniert ist von ihm, den er für etwas dumm hält zudem, der

nimmt ihm die ab, die Weiber, erst eine, dann eine zweite, bei der dritten aber weigert er sich. Der Reinhold soll lernen, länger zusammenzubleiben mit einer, weil das gesund ist eben und das andere krank und weil der Franz dem Reinhold helfen will und das richtig. Und daß der das nicht verstehen kann erst mal und beleidigt ist, das versteht der Franz Biberkopf, das ist eben so.

Kurz darauf ergibt sich durch Zufall, daß Franz mitmacht bei einer Sache, die er für einen regulären Obsttransport hält und von der ihm plötzlich klar wird, daß sie ein Diebstahl ist. Er steht Schmiere, will weglafen, was ihm nicht gelingt. Nachdem der Diebstahl geschehen ist, sitzt Franz mit Reinhold im Auto, als Reinhold plötzlich das Gefühl hat, sie würden verfolgt. Jetzt mischen sich Angst vor der Verfolgung und die Wut auf Franz bei Reinhold. Und dann, es hat etwas Schlafwandlerisches, schmeißt Reinhold Franz plötzlich aus dem Auto. Franz wird von dem nachfolgenden Fahrzeug überfahren, es muß so aussehen, als wäre er tot. Aber Franz Biberkopf ist nicht tot, er verliert nur seinen rechten Arm. Seine ehemalige Freundin Eva und deren Zuhälter päppeln ihn wieder hoch, ohne rechten Arm geht er wieder in die Stadt, lernt einen kleinen Gangster kennen, für den er Hehlereien begeht, die ihm einen gewissen Wohlstand bringen. Da bringt ihm diese Eva ein Mädchen, das er Mieze nennt und die, wie sich dann herausstellt, für Franz auf den Strich geht. Franz akzeptiert das, und eine Weile sind die beiden auch glücklich. Sie lieben sich. Aber Reinhold mischt sich auch in diese Beziehung, trifft Mieze mehrmals, bis er sie zuletzt tötet. Franz wird dieses Mordes wegen verhaftet, kommt in eine Irrenanstalt, wo er in einer längeren Phase eines in etwa „umgekehrten Prozesses der Katharsis“ der Gesellschaft ein gemeines, brauchbares Mitglied wird. Es ist nichts Besonderes mehr mit ihm. Er wird wohl Nationalist werden, so sehr zerstört hat ihn die Begegnung mit Reinhold. Soweit die Geschichte.

Im ganzen nicht mehr als ein Dreigroschenroman, im einzelnen nicht mehr als eben eine Aneinanderreihung mehrerer Boulevard-Zeitungsanreißer. Was also macht diesen Plot zu etwas so Großem? Es ist das Wie, versteht sich. In „Berlin Alexanderplatz“ wird auch den objektiv kleinsten und ganz einfach mittelmäßigen Emotionen, Gefühlen, Glücksmomenten, Sehnsüchten, Befriedigungen, Schmerzen, Ängsten, Bewußtseinsdefiziten gerade der scheinbar unscheinbaren, unwichtigen, unbedeutenden Individuen zugestanden, den sogenannten „Kleinen“ wird hier die gleiche Größe zugebilligt, wie sie in der Kunst gemeinhin nur den sogenannten „Großen“ zugebilligt wird. Den Menschen, von denen Döblin in „Berlin Alexanderplatz“ erzählt, besonders natürlich dem Protagonisten, dem ehemaligen Transportarbeiter Franz Biberkopf, Zuhälter später, Totschläger, Dieb und wieder Zuhälter, wird ein derartig differenziertes Unterbewußtsein zugestanden, gepaart mit einer kaum glaublichen Phantasie und Leidensfähigkeit, wie es den meisten Figuren der Weltliteratur, natürlich immer

nur soweit meine Kenntnisse hier reichen, so weitgehend nicht gegönnt wird, und wären es noch so Gebildete, kluge Intellektuelle, große Liebende, um nur auf einige Figuren hinzuweisen.

Döblins Haltung zu seinen Figuren, diesen objektiv gewiß armseligen und unbedeutenden Kreaturen, ist mit ziemlicher Sicherheit, so behaupte ich, auch wenn Döblin das mehrfach bestritten hat, von Sigmund Freuds Entdeckungen beeinflusst. „Berlin Alexanderplatz“ wäre somit also wahrscheinlich der erste Versuch, Freudsche Erkenntnisse in Kunst umzusetzen. Das zuerst.

Zum zweiten erzählt Döblin jeden Handlungsfetzen, und wäre er noch so banal, als einen in sich bedeutungsvollen und großartigen Vorgang, als Teil einer nur scheinbar geheimnisvollen Mythologie zumeist, dann wieder als Übersetzung in religiöse Momente, seien es christliche, seien es jüdische.

Döblin hatte als einer, der vom jüdischen Glauben zum Katholizismus übergetreten ist, mehr Probleme mit der Religion, als das geheimhin üblich ist. Vielleicht hat er deswegen versucht, dieser Probleme eben Herr zu werden, das in der Religion Besondere im Gewöhnlichen zu entdecken, und es als solches zu erzählen.

Vereinfacht formuliert, bedeutet das wohl, daß kein Moment der Handlung, auch wenn dieser voll und ganz ausreichte, nur für sich selber steht, sondern eben auch noch ein Moment einer zweiten, anderen, undurchdringlicheren und geheimnisvolleren Erzählung ist, Teil also eines zweiten Romans im Roman oder vielleicht auch Teil einer Privatmythologie des Autors, aber das will ich im Moment nicht entscheiden müssen.

Zum dritten dann, ist es die Erzähltechnik, die Döblin für „Berlin Alexanderplatz“ erfunden, vielleicht auch nur gewählt hat. Im übrigen halte ich diese Fragestellung, erfunden oder nicht, keineswegs auch nur für wichtig, denn entscheidend ist doch, ob ein Autor die richtigen Mittel für seine Intentionen wählt, nicht, ob er auch noch deren Erfinder ist, das mag Literaturhistoriker beschäftigen, für den Leser spielt das keine Rolle, der hat das Glück, einen Roman zu lesen, für den der Autor die ihm adäquate Form gefunden hat, und das hat Alfred Döblin mit „Berlin Alexanderplatz“ mit schlafwandlerischer Sicherheit getan. Und ob Döblin nun James Joyce' „Ulysses“ kannte, bevor er „Berlin Alexanderplatz“ schrieb, oder ob er ihn nicht kannte, das macht seinen Roman nicht besser oder schlechter. Im übrigen konnte ich mir sehr gut vorstellen, daß zwei Autoren fast zur selben Zeit fast dieselben neuen Erzähltechniken erfinden, warum eigentlich nicht. Wie in der Geschichte selbst, wird auch in der Literaturgeschichte nicht alles aus sich selbst heraus erklärbar, sein. Ein Geheimnis, und wäre es mir die Hoffnung, wird immer bleiben.

Spannender zudem als die Frage, ob Döblin den „Ulysses“ kannte, finde ich die Idee, daß die Sprache in „Berlin Alexanderplatz“ vom Rhythmus der S-Bahnen beeinflußt ist, die vor Alfred Döblins Arbeitszimmer vorbeifuhren und -fuhren. Von solchen Dingen, Geräuschen der Großstadt meist, ihren spezifischen Rhythmen eben, ihrem stetigen Wahnsinn eines ewigen Hin und Her ist die Sprache wohl geprägt. Und vom bewußten Leben in einer Großstadt, einem ganz besonderen Wachsein für alles, was das eigentlich ist, in der Stadt leben, kommt mit Sicherheit auch die Collagetechnik, die Döblin hier, in seinem, einem der wenigen Großstadttromane überhaupt, die es gibt, verwendet. Leben in der Großstadt, das bedeutet ständigen Wechsel in der Aufmerksamkeit für Töne, Bilder, Bewegungen. Und so wechseln die Mittel der gewählten Erzählpartikel ähnlich wie das Interesse eines wachen Bewohners einer Großstadt wechseln mag, ohne daß dieser wie die Erzählung sich selber als ihren Mittelpunkt verlöre.

Mehr und dann auch Genaueres zu Döblins spezifischem Erzählstil sollen andere sagen, ich kann nur darauf hinweisen, daß Döblin noch anderes geschrieben hat, Werke der Kunst, die möglicherweise späteren Generationen mehr bedeuten werden, die vielleicht einmal wichtiger sein werden, als es heute „Berlin Alexanderplatz“ ist. Und daß Döblin gelesen wird, mehr, viel mehr als es bis heute geschieht, das kann ich mir wünschen. Den Lesern zuliebe. Und dem Leben.